

13. JAHRGANG 6/2003

MIUSEION 2000

KULTURMAGAZIN GLAUBE, WISSEN, KUNST IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Spezialisten im Element

Einblick in Entstehungsgeschichte
und Können der gefiederten Tierwelt

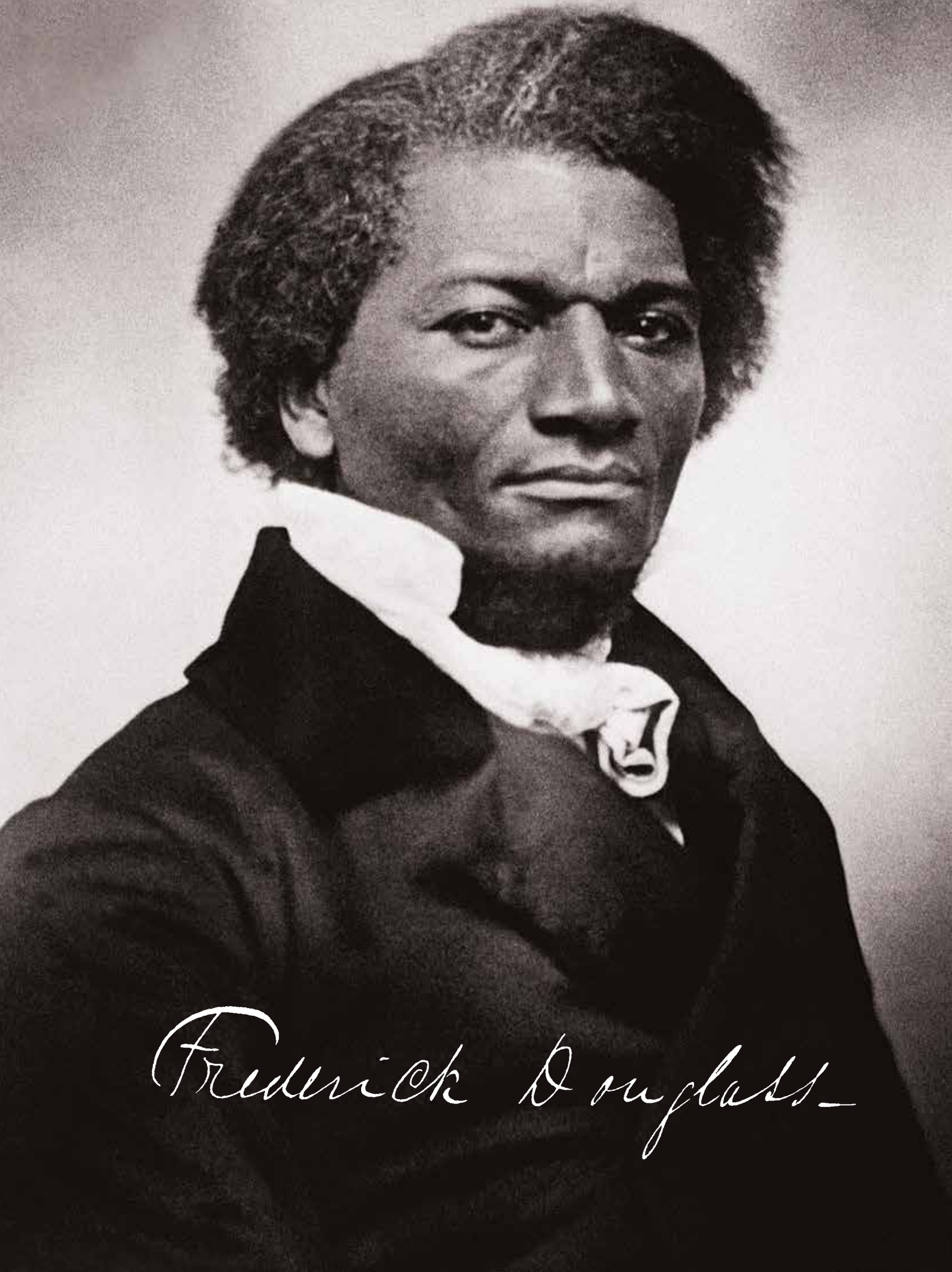
Kinderzeichnungen

»Ein unbekanntes Land
voll tausend Schönheiten«

Frederick Douglass

Die Lebensgeschichte
eines amerikanischen Sklaven





Frederick Douglass

A black and white portrait of Frederick Douglass, an African American man with a full head of curly hair, looking directly at the camera with a serious expression. He is wearing a dark coat over a white shirt and a dark cravat.

FREDERICK DOUGLASS

DIE LEBENSGESCHICHTE EINES AMERIKANISCHEN SKLAVEN

Als Sklave geboren und als solcher gehalten, war es Frederick Douglass (um 1818 bis 1895) noch als jungem Mann gelungen, aus dem Bundesstaat Maryland weiter in den Norden der USA zu fliehen, wo die Sklaverei damals bereits verboten war. Dort brachte er, der dank glücklichen Umständen und entschlossenem Willen als einer der wenigen Sklaven lesen und schreiben gelernt hatte, seine Erlebnisse als Sklave zu Papier. Sein 1845, wenige Jahre nach der Flucht, veröffentlichtes autobiographisches Buch »Narrative of the Life of Frederick Douglass, an American Slave« gibt nicht nur uns Heutigen ein erschütterndes Bild von den Zuständen der Sklaverei, die auch gewisse Staaten der damaligen USA in ihrem Banne hielt. Es kam ihm auch zu seiner Zeit eine herausragende Bedeutung zu: Neben dem weltberühmt gewordenen Roman »Onkel Toms Hütte« der Weissen Harriet Beecher-Stowe (1811–1896) wurde Douglass' ungeachtet widrigster Erlebnisse in einer sachlichen und würdevollen Sprache geschriebenes Buch zu einer der bahnbrechendsten Schriften im Kampf gegen die Sklaverei, welche 1865 in den USA abgeschafft wurde.

Wir legen es hier in neuer Übersetzung auszugsweise vor.

Als Baby von der Mutter getrennt

Frederick Douglass kam in der Talbot County (Maryland), unweit des heutigen Dörfchens Hillsboro, an der Ostküste der USA zur Welt (siehe die Karten auf S. 37). Sein genaues Geburtsdatum oder auch nur das Geburtsjahr kannte er nicht. Er konnte es nur schätzen, weil er seinen Herrn im Jahr 1835 hatte sagen hören, er sei »ungefähr 17 Jahre alt«. Auch wer sein Vater war, wusste er nicht mit Bestimmtheit. Es habe überall geheissen, jener sei ein Weissler gewesen, und man habe gemunkelt, sein Herr selbst hätte ihn gezeugt. Solches kam sehr häufig vor; aber in seinem Fall hat er darüber nie Gewissheit erhalten. Es hatte für ihn auch keine weitere Bedeutung, weil seine Mutter eine Sklavin war. Und gesetzlich war festgelegt, dass das Kind einer Sklavin automatisch dem Stand der Mutter folgte, wer auch immer der Vater sein mochte.

Frederick hat sie nur wenige Male gesehen:

»Meine Mutter und ich wurden getrennt, als ich noch ein Säugling war – bevor ich also wusste, dass sie meine Mutter war. In jenem Teil von Maryland, aus dem ich geflohen bin, ist es üblich, die Kinder [von Sklavinnen] ihren Müttern schon sehr früh wegzunehmen. Eine Mutter wird häufig von ihrem Kind getrennt, bevor es das erste Lebensjahr vollendet hat. Sie wird dann an eine weitab gelegene Farm vermietet, und das Kind übergibt man einer alten Sklavin, die zu alt ist für die Feldarbeit. Warum man das tut, weiss ich nicht. Man will wohl verhindern, dass das Kind eine Gefühlsbeziehung zu seiner Mutter entwickeln kann, und so die natürliche Zuneigung der Mutter zum Kind abstumpfen, ja abtöten; dies ist jedenfalls die zwangsläufige Folge.

Als ich dann wusste, dass sie meine Mutter war, habe ich sie nicht mehr als vier- oder fünfmal gesehen, und zwar immer nur sehr kurz und jeweils nachts. Sie war [nach Fredericks Geburt] von einem Mr. Stewart gemietet worden, der ungefähr

zwanzig Kilometer von meiner Bleibe entfernt wohnte. Die ganze Strecke legte sie zu Fuss zurück, nachts, wenn sie ihr Tagwerk beendet hatte. Sie war eine Plantagensklavin, und Sklaven werden ausgepeitscht, wenn sie bei Sonnenaufgang nicht auf dem Feld sind [...]. Ich kann mich nicht erinnern, meine Mutter je bei Tag gesehen zu haben. Sie war in der Nacht bei mir. Sie legte sich mit mir nieder und brachte mich zum Schlafen. Aber lange bevor ich erwachte, war sie wieder weg. Wir haben stets nur ganz wenig miteinander geredet. [...] Sie starb, als ich um die sieben Jahre alt war. Weder während ihrer Krankheit noch bei ihrem Tod oder ihrer Beisetzung durfte ich bei ihr sein. Sie war längst gestorben, als ich etwas davon erfuhr.«

Das übliche Dasein eines Sklaven

Fredericks Herr, Eigentümer und mutmasslicher Vater war ein gewisser *Aaron Anthony*, Inhaber von zwei oder drei Farmen und etwa dreissig Sklaven. Seine eigenen Farmen und Sklaven liess er von einem Aufseher besorgen. Selber war er als Oberaufseher und Verwalter für *Colonel Edward Lloyd V.* (1779–1834) tätig, einen der einflussreichsten Männer Marylands, ja der USA, der nach einer Karriere als Abgeordneter des amerikanischen Repräsentantenhauses und Gouverneur seines Bundesstaates noch als dessen Vertreter im US-Senat sass. Lloyd war Eigentümer von über 500 Sklaven und gehörte mit dreizehn Farmen zu den vermögendsten Grundbesitzern der Nation. Fredericks Inhaber Anthony wohnte wie Lloyd selber auf dessen Hauptplantage *Wye House*, auf der nicht nur zentral allerlei handwerkliche Tätigkeiten für die Farmen verrichtet wurden, sondern die auch so etwas wie deren Regierungssitz war:

»Hier erhielten zudem alle Sklaven die monatliche Nahrungsmittel- und die jährliche Kleiderration. Die Sklaven und Sklavinnen bekamen je Monat acht Pfund Schweinefleisch oder Fisch, dazu einen Scheffel

[rund 35 Liter] Maismehl. Die jährliche Kleidergabe bestand aus zwei grobleinenen Hemden, einer Hose aus demselben Stoff, einer Jacke, einer Winterhose aus grobem "Negerstoff", einem Paar Socken und einem Paar Schuhe; das Ganze konnte nicht mehr als sieben Dollar gekostet haben. Die Rationen für die Kinder wurden den Müttern oder den alten Frauen, die für sie sorgten, ausgehändigt. Die Kinder, die noch nicht auf dem Feld arbeiten konnten, erhielten weder Schuhe, Socken, Jacken noch Hosen, sondern nur gerade zwei grobleinene Hemden pro Jahr. Waren diese verschlissen, liefen sie bis zum Tag der nächsten Zuteilung nackt herum. Zu allen Jahreszeiten konnte man sieben- bis zehnjährige Kinder beiderlei Geschlechts fast nackt herumlaufen sehen. [...]

Die Nahrung der Kinder bestand aus aufgekochtem grobem Maismehl. Man nannte es "mush" [Maisbrei]. Er wurde in einen grossen Holzbottich oder Futtertrog geschüttet [...]. Dann rief man die Kinder, so wie man Schweine ruft. Und wie die Schweine kamen sie und verschlangen den Brei; einige mit Hilfe von Austernschalen, andere mit Schindelstücken, wieder andere mit blossen Händen, aber keines mit Löffeln. Wer am schnellsten ass, bekam am meisten ab; wer am stärksten war, holte sich den besten Platz. Nur wenige standen gesättigt von dem Trog auf.

[...] Man gab den Sklaven keine Betten – es sei denn, man wolle eine grobe Decke als Bett bezeichnen, aber eine solche hatten nur die erwachsenen Männer und Frauen. Allerdings empfindet man dies nicht als schwerwiegenden Mangel. Kein Bett zu haben, ist leichter zu verkraften als keine Zeit, um schlafen zu können; nach der Arbeit auf dem Feld müssen nämlich die meisten noch waschen und flicken und das Essen zubereiten. Da ihnen die sonst für alle diese Arbeiten üblichen Gerätschaften kaum oder überhaupt nicht zur Verfügung stehen, benötigen sie einen grossen Teil der Schlafenszeit, um für den nächsten Tag gerüstet zu sein. Und wenn alles erledigt ist, fallen alle, alt und jung, Männer und



**»NICHTS WIDERSINNIIGES IN DER
SKLAVEREI ENTDECKEN – SO WEIT
KANN MAN DEN SKLAVEN NUR BRINGEN,
WENN ER AUFHÖRT, MENSCH ZU SEIN.«**

Karte von 1795 mit dem US-Bundesstaat Maryland und dem angrenzenden Washington D.C. (ganz oben). Grundbuchkarte der Talbot County (Maryland) von 1858, auf der auch das Ausmass der Besitzungen der Lloyds festgehalten ist (oben). Alte Schwarzweissaufnahme von Wye House, dem einstigen Hauptsitz der Lloyd-Güter, auf denen Frederick Douglass als Sklave einen Teil seiner Kindheit verbrachte. Luftaufnahme der Gegend von St. Michaels, wohin er im Alter von etwa fünfzehn Jahren vermietet wurde.

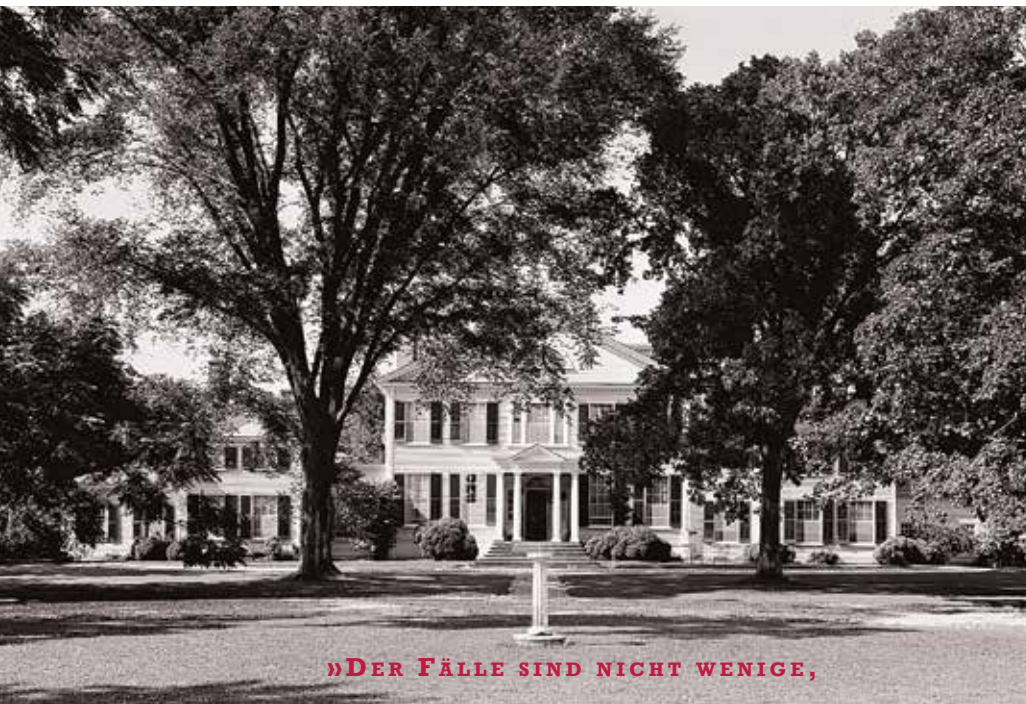
Frauen, Eheleute und Ledige, Seite an Seite auf das eine, gemeinsame Bett: den kalten, feuchten Boden und decken sich mit ihren armseligen Decken zu. Hier schlafen sie, bis das Horn des Aufsehers sie von neuem aufs Feld ruft. Wenn es ertönt, müssen alle aufstehen und auf das Feld eilen. Es darf keinerlei Verzögerung geben; jeder muss auf seinem Posten sein.

Wehe denen, die diesen morgendlichen Ruf nicht hören! Werden sie nämlich nicht vom Hören geweckt, dann vom Fühlen, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht: Einer der Aufseher, Mr. Severe, stand jeweils – bewaffnet mit einem dicken Nussbaumstock und einer schweren Lederpeitsche – am Eingang zur Unterkunft, um sofort auf jeden einzuschlagen, der unglückseligerweise das Signal des Horns überhört

hatte oder aus einem anderen Grund nicht zum Aufbruch bereit war.«

Frederick und seine Mitsklaven waren der Willkür ihrer Herren und Aufseher weitestgehend schutzlos ausgesetzt. Diese lebten ihre Grausamkeit und Ruchlosigkeit nach Belieben an ihnen aus. Für jedes tatsächliche oder auch nur behauptete Fehlverhalten, für die geringste Ungeschicklichkeit, ja sogar völlig grundlos wurden die Sklaven geprügelt oder bis aufs Blut ausgepeitscht. In seinem Buch berichtet Douglass von einem Sklavenjungen, der, als ein Aufseher ihn auszupeitschen begann, voll panischer Angst davonzurennen versuchte – und dafür sogleich erschossen wurde. Für den Aufseher blieb der Mord folgenlos.

Frederick hatte anfänglich mit anderen Sklavenkindern am Rand



**»DER FÄLLE SIND NICHT WENIGE,
WO DER SKLAVENHALTER NICHT NUR DER HERR,
SONDERN AUCH DER VATER IST.«**



Das herrschaftliche Wye House, das Zentrum der Lloyds-Güter, wie es sich im Juni 1963 präsentierte. Portrait von Edward Lloyd V., der in Frederick Douglass' Kindheit Herr von Wye House war; Lloyd war nicht nur einer der vermögendsten Grundbesitzer, sondern als Mitglied des amerikanischen Repräsentantenhauses und später des Senats auch einer der einflussreichsten Männer der USA. Er nannte mehr als 500 Sklaven sein Eigen. Innenansicht der Orangerie von Wye House (unten rechts). Aufnahme von Sklavenunterkünften auf der Saint-George-Insel vor Florida, wie sie im Süden der USA typisch waren (unten links).

der Farm gelebt und nicht die leiseste Ahnung von Szenen wie der beschriebenen gehabt. Aber noch als Siebenjähriger kam er zu seinem Herrn Anthony auf die Hauptplantage Wye House, und dort gehörten Auspeitschungen und Prügelstrafen zur Tagesordnung. Das schiere Entsetzen, das den Kleinen ergriff, als er dies das erste Mal, und zwar bei einer seiner Tanten, mit ansehen musste, hat sich ihm auf Jahrzehnte eingebrannt:

»Ich erinnere mich, wie ich zum ersten Mal Zeuge dieser schrecklichen Vorführung wurde. Ich war noch ziemlich klein, doch ich habe alles deutlich vor Augen. Ich werde das nie vergessen [...]. Als sich mein Herr die Ärmel hochgekremgelt

hatte, begann er mit der schweren Lederpeitsche zuzuschlagen. Bald tropfte das warme, rote Blut, während Tante Hester herzerreissend schrie und er fürchterlich fluchte, auf den Boden. Ich war ob diesem Anblick so schockiert und entsetzt, dass ich mich in einem Schrank versteckt hielt und mich erst, lange nachdem die blutige Tat vorüber war, wieder hervorwagte. Ich war überzeugt, als nächster an der Reihe zu sein.«

Die Brutalität der Sklavenhalter war das eine, ihre damit einhergehende Niedertracht das andere. Besonders erschüttert hat Frederick die Art und Weise, wie die Herren mit alten und kranken Sklaven umgingen, mit solchen

also, die ihnen zu nichts mehr nützte zu sein schienen. Noch im Knabenalter musste er dies unter anderem bei seiner eigenen Grossmutter erleben, als sie alt geworden war:

»Sie hatte meinem alten Herrn [Anthony] von frühester Jugend an bis ins hohe Alter treu gedient. Sie war die Quelle all seines Reichtums: Sie hatte seine Plantage mit Sklaven bevölkert und war in seinen Diensten Urgrossmutter geworden. Sie hatte ihn als Säugling in den Schlaf gewiegt, ihn als Kind umsorgt, ihm sein ganzes Leben hindurch gedient, ihm in seiner letzten Stunde den kalten Todesschweiss von der eisigen Stirn gewischt und ihm die Augen für immer geschlossen. [...] Als Sklavin in der Hand von Fremden musste sie sodann mit ansehen, wie auch ihre Kinder, Enkel und Urenkel, als wären sie Schafe, [auf neue Eigentümer] aufgeteilt wurden [...]. Meine Grossmutter war schon sehr alt; sie hatte meinen alten Herrn und alle seine Kinder überlebt, hatte ihrer aller Geburt und Tod erlebt. Ihr Körper war von den Gebrechen des hohen Alters gezeichnet; völlige Ermattung stahl sich zunehmend in ihre einst so arbeitsamen Glieder. Die neuen Eigentümer [die sie geerbt hatten] schätzten sie als ziemlich wertlos ein. Ihre niederträchtige Undankbarkeit und ihre schändliche Verachtung auf die Spitze treibend, schafften sie meine Grossmutter in den Wald, liessen ihr eine armselige Hütte bauen, setzten einen kleinen Lehmschornstein drauf und beglückwünschten sie zum grossen Vorzug, künftig allein und in gänzlicher Abgeschiedenheit für sich selbst sorgen zu dürfen. Sie haben sie solcherart buchstäblich dem Tod ausgeliefert! Wenn sie noch lebt, dann in äusserster Einsamkeit; sie lebt, um an ihre Kinder, Enkel und Urenkel zu denken und die Trennung von ihnen zu beweinen.«

Das unglaubliche Glück, lesen und schreiben zu lernen

Frederick war nach eigener Einschätzung etwa acht Jahre alt, als etwas geschah, was er später als

»eines der bedeutendsten Ereignisse meines Lebens« und als »besonderes Eingreifen der göttlichen Vorsehung« bezeichnete: Als erstes und überhaupt je als einziges von den Sklavenkindern wurde er von Colonel Lloyds Plantage weg auf die andere Seite der Chesapeake Bay in die Stadt Baltimore geschickt, um dort fortan im Hause von *Mr. und Mrs. Auld* – sie gehörten zur Familie seines Herrn – zu arbeiten:

»Hier sah ich etwas, was ich noch nie zuvor gesehen hatte: ein weisses Gesicht, das vor lauter Güte nur so leuchtete. Es war meine neue Herrin Sophia Auld. Ich wünschte, ich könnte das Entzücken beschreiben, das meine Seele durchstrahlte, als ich dies sah. [...]

Ihre Güte machte mich völlig sprachlos. Ich wusste kaum, wie ich mich ihr gegenüber verhalten sollte. Sie war ganz anders als die weisen Frauen, denen ich bis dahin begegnet war. Ich konnte sie nicht auf die Weise ansprechen, die ich mir bei den anderen angewöhnt hatte. Meine bisherigen Verhaltensmassregeln waren gänzlich fehl am Platz. Die kriecherische Unterwürfigkeit, sonst eine sehr geschätzte Eigenschaft bei einem Sklaven, zeitigte bei ihr keinerlei Wirkung. Ihre Gunst liess sich so nicht gewinnen.«

Mrs. Auld behandelte den mit solchem Umgang gänzlich unvertrauten kleinen Frederick anfangs fast wie ihren eigenen Sohn. Ja sie begann sogar, ihn lesen und schreiben zu lehren. Aber dann, als er bereits einfache Wörter mit drei und vier Buchstaben zu schreiben gelernt hatte, bemerkte Mr. Auld, was seine Frau tat, und verbot ihr den Unterricht in aller Form:

»Er erklärte ihr, es sei gegen das Gesetz und zudem unvernünftig, einem Sklaven das Lesen beizubringen. Wörtlich sagte er: "Reichst du einem Nigger einen Finger, nimmt er die ganze Hand. Ein Nigger sollte nichts anderes kennen, als seinem Herrn zu gehorchen – zu tun, was man ihm sagt. Lernen würde selbst den besten Nigger der Welt verderben.

Wenn du diesen Nigger (er meinte mich) lesen lehrst, wird er nicht zu halten sein. Auf ewig könnte man ihn nicht mehr als Sklaven gebrauchen. Er würde sogleich widerspenstig und besässe für seinen Herrn keinerlei Wert mehr. Aber auch für ihn selbst bedeutete es nichts Gutes, sondern viel Schlechtes: Er würde unzufrieden und unglücklich."«

Mrs. Auld, die sich vor der Heirat von ihrer eigenen Hände Arbeit als Weberin ernährt hatte und den Umgang mit Sklaven nicht gewohnt war, befolgte die Worte ihres Mannes und stellte den Unterricht sofort ein:

»Die Sklaverei erwies sich für sie als genauso schädlich wie für mich. Als ich zu ihr kam, war sie eine fromme, warmherzige und empfindsame Frau. Es gab keine Sorge und kein Leid, ob dem ihr nicht die Tränen in die Augen getreten wären. Sie hatte Brot für die Hungernden, Kleider für die Nackten und Trost für jeden Trauernden. Die Sklaverei offenbarte bald die Macht, sie dieser himmlischen Eigenschaften zu berauben. Unter ihrem Einfluss verwandelte sich ihr gütiges Herz in einen Stein.«

Aber der kleine Frederick liess sich durch die Wandlung seiner Herrin nicht irremachen. Im Gegenteil: Die Worte von Mr. Auld hatten – ganz entgegen seiner Absicht – ihm auf einen Schlag bewusstgemacht, wie wichtig Lesen und Schreiben waren. Er erkannte darin, genau wie sein Herr ja auch, einen Schlüssel, der ihn aus der Sklaverei hinausführen könnte. Je stärker seine Herrin ihn nun am Lesen und Schreiben hinderte, desto begieriger suchte er nach Wegen, es trotzdem zu erlernen:

»Ich musste mir dafür allerlei Schliche einfallen lassen. [...] Mein erfolgreichstes Vorgehen bestand darin, mich mit all den kleinen weisen Jungen, die ich auf der Strasse traf, anzufreunden. Ich machte so viele, wie ich nur konnte, zu meinen Lehrern. [...] Jedem Jungen, der mir über den Weg lief und von dem ich wusste, dass er schreiben konnte, erzählte

ich, ich könne es genauso gut wie er. Als Antwort kam dann: "Glaub ich nicht. Zeig, was du kannst!" So schrieb ich die Buchstaben, die ich zu meinem grossen Glück schon gelernt hatte, nieder und forderte ihn auf, es besser zu machen. [...] Damit erwarb ich mir den grössten Teil meiner Schreibfertigkeit.«

Die Scheinheiligkeit der Sklavenhalter

Frederick Douglass hatte über sieben Jahre lang im Haus der Aulds in Baltimore gelebt, als ihn die Erben seines alten Herrn als seine neuen Eigentümer zurückverlangten. Im März 1833 – die erste genaue Zeitangabe, die er, inzwischen etwa fünfzehnjährig, machen kann – kam er nach St. Michaels (siehe die Karte vorne auf S. 37). Und erneut war alles anders:

»Zum ersten Mal seit mehr als sieben Jahren quälte mich wieder das qualvolle Nagen von Hunger. [...] Ungezählte Male kamen wir arme Geschöpfe deswegen fast um, während Nahrungsmittel im Überfluss in Speisekammer und Räucherhäuschen lagen und verdarben. Unsere fromme Herrin war sich dessen auch sehr genau bewusst, und doch kniete sie jeden Morgen mit ihrem Gatten nieder und bat, Gott möge ihnen Brotkorb und Vorratsspeicher segnen.«

Nachdem sein neuer Herr bei einer methodistischen Erweckungsversammlung ein Bekehrungserlebnis gehabt hatte, hoffte Frederick, er würde sich nun den Sklaven gegenüber milder und freundlicher zeigen oder sie sogar freilassen; doch weit gefehlt:

»Wenn sich die Bekehrung irgendwie auf seine Persönlichkeit ausgewirkt hat, dann so, dass er in seiner ganzen Art noch grausamer und widerwärtiger wurde. Meines Erachtens war er nämlich nach seiner Bekehrung ein viel schlechterer Mensch als zuvor. Vorher war es bloss seine eigene Verderbtheit, auf die er seine wilde Barbarei gründen und abstützen konnte; danach aber

fand er in seiner Religion Rückhalt wie Rechtfertigung für die Grausamkeiten, die er als Sklavenhalter beging. Seine Frömmigkeit hat er vor sich hergetragen. Sein Haus war das Haus des Gebets. Er betete morgens, mittags und abends. Unter seinen Glaubensbrüdern tat er sich rasch hervor; binnen kurzem war er ein Gemeindevorstand und Laienprediger. Bei den Erweckungsversammlungen bezeugte er grossen Eifer und erwies sich als ein wertvolles Instrument für seine Kirche, hat er doch viele Seelen bekehrt. Sein Haus wurde zum Heim für die Prediger. Sie kamen häufig und liebend gerne zu ihm, um sich verköstigen zu lassen. Sie machte er satt. Aber uns liess er Hunger leiden.«

Für seine Sklaven konnte er nicht die mindeste Fürsorge und nicht das geringste Erbarmen. Wie Frederick berichtet, führte der neue Herr zynischerweise jeweils die aus dem Zusammenhang gerissene Bibelstelle »Wer seines Herrn Willen kennt und ihn nicht tut, wird viele Schläge erhalten« (vgl. Luk. 12, 47) an, um so seine masslosen Züchtigungen vermeintlich zu rechtfertigen. Eine junge Sklavin namens Henny, die in ein Feuer gefallen war und sich ihre Hände so stark verbrannt hatte, dass sie sie kaum mehr gebrauchen konnte, warf der frisch Bekehrte hinaus, »damit sie für sich selbst Sorge«, was »den sicheren Hungertod« bedeutete.

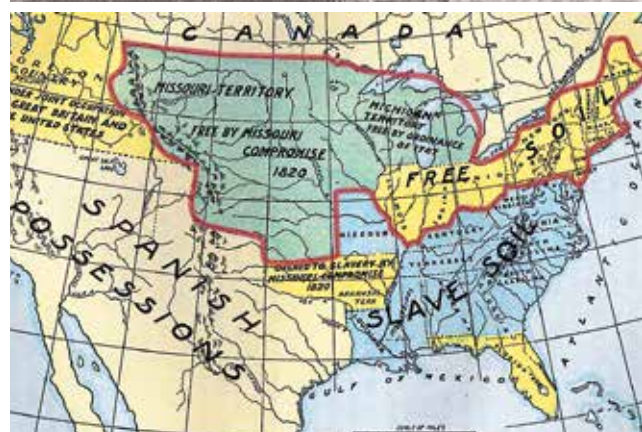
Für Frederick Douglass war die sich hinter einer solchen Auffassung von Christentum verbergende Infamie kaum mehr zu überbieten:

»Ich sehe zwischen dem Christentum in diesem Land und dem Christentum Jesu Christi die grössten nur denkbaren Unterschiede – so gross, dass, wenn man



Sklavenmarkt um etwa 1850 in Easton, Talbot County. Vertrag aus dem Jahr 1785, mit dem in Südkarolina ein schwarzer Sklave namens Cäsar für 51 Guineen nach Georgia verkauft wurde (rechts). Plantagensklaven bei der Indigoverarbeitung. Karte von 1820 mit der politischen Zusammensetzung Nordamerikas und dem Gebiet, in dem Sklaverei damals bereits verboten war (rot eingrahmt).

**»BEI UNS SIND MENSCHENRÄUBER
PFARRER, FRAUENAUSPEITSCHER
MISSIONARE, KINDERRÄUBER
KIRCHENMÄNNER.«**



das eine als gut, rein und heilig hochhält, man das andere zwingend als schlecht, gefälscht und sündhaft von sich weisen muss. Will man der Freund des einen sein, so muss man notwendigerweise zum Feind des anderen werden. Ich liebe das reine, friedliebende und gerechte Christentum Jesu Christi. Ich verachte deshalb das verfälschte, sklavenhaltende, frauenpeitschende, kinderraubende, parteiische und scheinheilige Christentum dieses

tritt mir am Sonntagmorgen als Gemeindevorsteher gegenüber, um mir den rechten Weg, den Pfad des Heils zu zeigen. Er, der meine Schwester in die Prostitution verkauft, gibt sich als tiefgläubiger Anwalt moralischer Reinheit aus. Er, der es eine religiöse Pflicht nennt, dass man die Bibel liest, verweigert mir das Recht, schon nur den Namen Gottes, der mich erschaffen, lesen zu lernen. Er, der sich als frommer Anwalt der Ehe ausgibt, beraubt Millionen von Menschen ihres segensreichen Einflusses und gibt sie den Verheerungen allgemeiner Verderbnis preis. Er, der so eifrig von der Heiligkeit der Familienbande redet, reisst ganze Familien auseinander, trennt Ehemänner von ihren Frauen, Eltern von ihren Kindern, Schwestern von ihren Brüdern. Und ihre Hütte bleibt verwaist, der Herd verlassen zurück. Wir sehen den Dieb gegen Diebstahl predigen, den Ehebrecher gegen Ehebruch. Männer werden verkauft, um [mit dem Erlös] Kirchen zu bauen, Frauen, um das Evangelium zu verbreiten, kleine Kinder, um Bibeln für die armen Heiden zu erwerben – und *all dies zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen!* Im Gleichklang ertönen die Glocken, die zur Versteigerung der Sklaven und zum Kirchengangrufen, und die bitteren Klagen der verzweifelten Sklaven werden vom religiösen Jauchzen seines frommen Herrn erstickt. Erweckung zum Glauben und Wiederbelebung des Sklavenhandels gehen Hand in Hand. Das Sklavengefängnis und die Kirche stehen nebeneinander. Das Klirren der Fesseln und das Raseln der Ketten hört man zugleich mit dem frommen Psalm und dem feierlichen Gebet. Die Händler der menschlichen Körper und Seelen errichten ihren Verkaufsstand unter den Augen des Priesters, und beide stehen sie einander bei: Der Händler ernährt den Priester mit seinem blutbefleckten Gold, und dieser breitet zum Dank sein christliches Mäntelchen über jenes teuflische Geschäft. Hier haben wir Religion und Räuberei als Bundesgenossen [...] – Teufel in Engsgewändern und die Hölle im Anschein des Paradieses.«



Landes. Ausser purer Arglist kann ich beim besten Willen keinen Grund erkennen, warum man die Religion dieses Landes Christentum nennt. In meinen Augen ist dies der Gipfel an Falschheit, die schamloseste Betrugerei und die himmel-schreiendste Verleumdung. Nie zuvor hat sich jemand so eindeutig himmlischer Kleidung bedient, um darin dem Teufel zu dienen. Ich kann gar nicht in Worte fassen, wie sehr es mich ekelt, all den religiösen Pomp und leeren Schein vereint mit einer abscheulichen Doppelmoral um mich herum zu sehen. Bei uns sind Menschenräuber Pfarrer, Frauenauspeitscher Missionare, Kinderräuber Kirchenmänner. Der Mann, der die Woche hindurch die blutverkrustete Peitsche schwingt, steht sonntags auf der Kanzel und behauptet, Diener des sanft- und demütigen Jesus zu sein. Er, der mir am Samstagabend meinen Lohn raubt,

Der Sklavenraub in Afrika

Moderne Schätzungen rechnen für die Zeit von 1450 bis 1900 mit über 11 Millionen Schwarzen, die aus Afrika verschleppt und über den Atlantik auf den amerikanischen Kontinent oder nach Europa verkauft wurden. Die im folgenden wiedergegebenen Zahlen zeigen, dass der weit-aus grösste Teil dieser afrikanischen Sklaven, nämlich rund 95 Prozent, in die Besitzungen der damaligen europäischen Kolonialmächte, allen voran Portugal und Spanien, kam, ein geringer Teil in die USA:

Brasilien	4 000 000	35,3 %
Spanische Besitzungen	2 500 000	22,1 %
Britisch Westindien	2 000 000	17,7 %
Französisch Westindien	1 600 000	14,1 %
Britisch Nordamerika und USA	500 000	4,4 %
Holländisch Westindien	500 000	4,4 %
Europa	200 000	1,8 %
Dänisch Westindien	28 000	0,2 %
Total	11 328 000	100 %

Der Widerstandswille erwacht

Frederick Douglass blieb weniger als ein Jahr in St. Michaels. Sein neuer Herr war zum Schluss gekommen, das Stadtleben habe ihn verdorben; er sei zu aufsässig und zu kaum etwas zu gebrauchen. Er schickte ihn daher auf die Farm von Edward Covey – einem Mann, der bei den Sklavenhaltern im Ruf stand, widerspenstige Sklaven garantiert »brechen« zu können ...

Frederick hatte bisher noch nie auf dem Feld arbeiten müssen: Als kleiner Knabe hatte er auf der Plantage von Colonel Lloyd nicht viel mehr zu tun gehabt, als auf die Hühner achtzugeben oder abends die Kühe in den Stall zu treiben. Dann, in Baltimore bei den Aulds, war er als Haus-, in St. Michaels schliesslich als Küchensklave tätig. Dass nun hier bei Mr. Covey ein ganz anderer Wind wehte, bekam er schon in den ersten Tagen zu spüren: Covey hatte dem ahnungslosen Sechzehnjährigen befohlen, mit einem Gespann nicht abgerichteter Ochsen Holz im Wald zu holen, was natürlich misslingen



**»NUR WEGEN MEINER UNBÄNDIGEN HOFFNUNG
AUF FREIHEIT HABE ICH KEINEN
SELBSTMORD BEGANGEN UND NICHTS GETAN,
WOFÜR ICH GETÖTET WORDEN WÄRE.«**

musste. Frederick konnte die Ochsen nicht bändigen; sie stürmten mit dem Wagen so durch das Tor, dass dieser sich darin verfang und es niederriss. Die Strafe folgte auf dem Fuss, und fortan verging kaum eine Woche, ohne dass Mr. Covey den Jungen nicht ausgepeitscht hätte:

»Wenige Monate dieser Züchtigungen machten mich schliesslich gefügig. Mr. Covey gelang es, mich zu brechen. Ich war gebrochen an Leib, Seele und Geist. Meine natürliche Spannkraft war zerschlagen, mein Verstand ermattet, meine Freude am Lesen verschwunden, das fröhliche Funkeln meiner Augen erloschen; die finstere Nacht der Sklaverei breitete sich in mir aus, und auf einmal wurde ein Mensch zum Tier.«

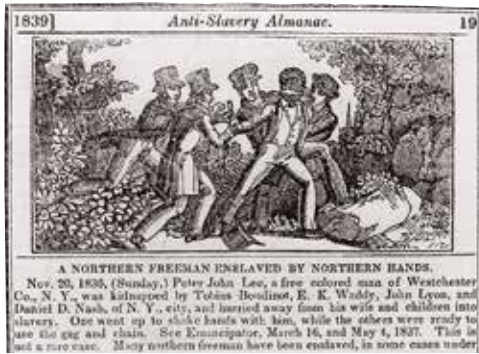
Aber dies war nicht von Dauer. Denn nach einigen Monaten solcher Schinderei ist es Frederick Douglass gelungen, sich die Grundlagen seiner Würde zurückzuerkämpfen. Mit der Kraft des Verzweifeltens wagte er es im August 1834 zum ersten Mal, sich gegen seinen Peiniger zu stellen:

»Ich war gerade dabei, Futter vom Speicher [in den Pferdestall] hinunterzuwerfen, als Mr. Covey mit einem langen Seil in den Stall trat. Als ich vom Speicher heruntergestiegen kam, packte er mich bei den Beinen und versuchte, mich zu fesseln. Als ich realisierte, was er vorhatte, machte ich einen jähen Sprung, stürzte aber, weil er meine Beine festhielt, der Länge nach auf den Stallboden. Mr. Covey glaubte, er hätte mich in der Zange und könnte mit mir machen, was er wollte. Aber in dem Augenblick – woher ich den Mut hatte, weiss ich nicht – beschloss ich zu kämpfen [...]: Ich packte Covey fest an der Kehle und stand dabei auf. Nun hielt er mich fest und ich ihn. Mein Widerstand kam für ihn absolut unerwartet. Er war total verblüfft und zitterte wie Espenlaub. Das spornte mich weiter an. Ich hielt ihn so fest im Griff, dass er dort, wo ich die Finger in seinen Hals krallte, zu bluten anfang. Mr. Covey rief bald [seinen ebenfalls auf der Farm arbeitenden Cousin] Hughes zu Hilfe. Dieser kam und versuchte, während Covey mich festhielt, meine rechte Hand zu fesseln. Dabei aber nützte ich einen günstigen Moment und trat Hughes kräftig in den Bauch: Der Tritt nahm ihn derart mit, dass er mich Mr. Covey überliess. Mit meinem Fusstritt hatte ich jedoch nicht nur Hughes, sondern auch Covey entwaffnet: Als er sah,

wie sich Hughes unter Schmerzen krümmte, verliess ihn der Mut. Er fragte mich, ob ich mich weiterhin widersetzen wolle. Ich antwortete, ich sei fest dazu entschlossen; er habe mich nun sechs Monate lang wie ein Stück Vieh gehalten, und ich wolle mich auf keinen Fall länger so missbrauchen lassen. [...] Nun kam Bill [ein Mitsklave] herbei. Covey rief ihn zu Hilfe. Bill wollte wissen, was zu tun sei. Covey schrie: "Halt ihn, halt ihn!" Aber Bill antwortete nur, sein Herr habe ihn zum Arbeiten vermietet und nicht, um mich auspeitschen zu helfen, und liess uns beide unseren Kampf allein zu Ende führen. Er dauerte fast zwei Stunden. Erschöpft und keuchend liess Covey endlich von mir ab.«

Der Kampf mit dem berüchtigten »Sklavenbrecher« Covey hatte nicht nur zur Folge, dass dieser fortan nie mehr Hand an Frederick zu legen wagte; er bedeutete auch sonst einen Wendepunkt in dessen Leben:

»Er entfachte aufs neue die wenigen noch glimmenden Funken meines Freiheitsdrangs und erweckte mein Bewusstsein, ein Mensch zu sein, wieder zum Leben. Mein Selbstwertgefühl, das mir abhanden gekommen war, kehrte zurück und erfüllte mich mit dem festen Willen, frei zu werden [...]. Es war eine

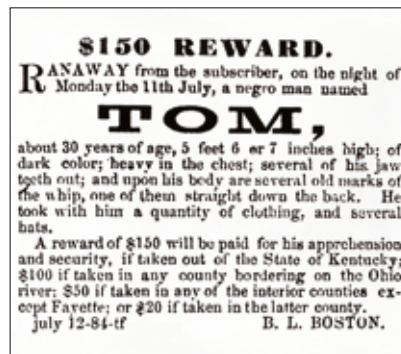


Kartentafeln von Baltimore von 1870 mit der Lage der Werft, in der Frederick Douglass von 1836 bis zu seiner Flucht 1838 gearbeitet hatte (links oben). Der Hafen von Baltimore um 1885 (links). Ausschnitt aus einem Almanach: Er schildert, wie ein freier New Yorker Schwarzer 1836 von vier Weissen gekidnappt und in die Sklaverei verkauft wurde. Es wird betont, es habe sich dabei nicht um einen seltenen Fall gehandelt. Steckbrief betreffend einen entlaufenen schwarzen Sklaven namens Tom: Für die Ergreifung des Dreissigjährigen, der als besondere Kennzeichen »Peitschenmale« und »mehrere fehlende Backenzähne« aufweise, wurde eine Belohnung von 150 Dollar ausgesetzt.

strahlende Auferstehung aus dem Grab der Sklaverei in den Himmel der Freiheit. Mein so lange niedergedrückter Geist erhob sich, meine Feigheit verschwand, und der Mut, mich zu widersetzen, gewann seinen festen Platz.«

Frederick Douglass' Sklavenschule

Nach Ablauf des einen Jahres bei Mr. Covey wurde Frederick Douglass von seinem Herrn in St. Michaels an einen *William Freeland* weitervermietet. Es war dies, wie er in der Autobiographie schreibt, der beste aller Herren, für die er je arbeiten müssen – ein gebildeter Südstaaten-Gentleman, der sich »noch ein Gefühl für Anstand,



Gerechtigkeit und Menschlichkeit« erhalten hatte. Kein einziges Mal wurde er von Mr. Freeland geschlagen:

»Die Art, wie er mich behandelte, war himmlisch im Vergleich zu dem, was ich in Mr. Edward Coveys Gewalt erlebt hatte. [...] Zu essen erhielten wir zwar auch bei Mr. Covey genug, aber im Unterschied zu diesem liess uns Mr. Freeland auch genügend Zeit dafür. Wir mussten hart arbeiten, aber immer nur zwischen Sonnenauf- und -untergang. Er verlangte viel von uns, aber er gab uns auch gutes Werkzeug. Seine Farm war gross, aber anders als viele Nachbarn beschäftigte er genügend Leute, damit sie sie ohne grosse Anstrengung bewirtschaften konnten.«

In Mr. Freelands Diensten ist in Frederick auch die Lust am Lesen wieder erwacht, und er konnte diese bald auch bei seinen Mitsklaven wecken:

»Ich verbrachte nun die Sonntage damit, meinen lieben Sklavengefährten das Lesen beizubringen. Keiner von ihnen kannte die Buchstaben, bevor ich kam. Einige Sklaven von den benachbarten Farmen fanden heraus, was bei uns vorging, und ergriffen ebenfalls die günstige Gelegenheit, lesen zu lernen. Für alle, die kamen, war es ganz klar, dass wir möglichst kein Aufsehen erregen durften. Unsere frommen Herren in St. Michaels durften nicht erfahren, dass wir den Sonntag nicht mit Ringen, Boxen und Whiskytrinken verbrachten, sondern Gottes Wort lesen lernten. Sie sahen es nämlich unendlich viel lieber,

wenn wir jenen niederen Aktivitäten nachgingen, statt ein Leben vernünftiger, gesitteter und verantwortungsbewusster Menschen zu führen. [...]

Ich hatte zuzeiten über vierzig Schüler, und zwar solche, die wirklich etwas lernen wollten, die vor Eifer geradezu brannten. Es waren fast alles erwachsene Männer und Frauen verschiedenen Alters. [...] Diese treuen Seelen kamen nicht deshalb in meine Sonntagsschule, weil es so üblich war, und ich unterrichtete sie auch nicht, um mir einen Namen zu machen. Sie mussten [wie Frederick selbst] vielmehr jeden Augenblick damit rechnen, abgeführt und mit neununddreissig Peitschenhieben abgestraft zu werden. Alle kamen, weil sie lernen wollten. Ihre niederträchtigen Herren hatten sie geistig ausgehungert, sie in geistiger Finsternis eingekerkert. Und ich unterrichtete sie, weil es meine Seele erfreute, wenn ich, wie mir schien, dazu beitragen konnte, das Leben der Schwarzen zu verbessern.«

Es war zu Ende des Jahres 1835 – Frederick war jetzt etwa siebzehn Jahre alt –, als sich in ihm der Wunsch konkretisierte, der Sklaverei ein für allemal den Rücken zu kehren. Die Flucht in den Norden der Vereinigten Staaten, wo es damals bereits keine Sklaverei mehr gab, wollte er jedoch nicht nur für sich: Er wollte aus dem Kreise seiner Schüler alle mitnehmen, die das grosse Wagnis einzugehen bereit waren. Wochen-, ja monatelang plante er im Geheimen mit einer allerdings immer kleiner werdenden Gruppe. Letztendlich waren nur fünf Männer zur Flucht bereit: Sie wollten in der Nacht auf Ostersonntag 1836 mit einem grossen Kanu über die Chesapeake Bay zur Nordgrenze von Maryland gelangen und von dort weiter in den ihnen gänzlich unbekanntem Norden fliehen. Doch das riskante Vorhaben schlug fehl:

»Wir gingen [am Ostersonntag] wie gewohnt frühmorgens aufs Feld. Wir streuten Dünger aus, als ich auf einmal von einem unbeschreiblichen Gefühl gepackt wurde; ganz

aufgewühlt wandte ich mich an [den eingeweiheten] Sandy, der bei mir war, und sagte: "Man hat uns verraten!" – "Ja", sagte er, "das habe ich gerade in diesem Moment auch gedacht."«

Der Plan war tatsächlich von einem ihrer Mitsklaven verraten worden: Alle fünf wurden noch an diesem Morgen verhaftet und, mit einem langen Seil an Pferde angebunden, ins etwa 25 Kilometer entfernte Gefängnis von Easton geschleppt. Sie wussten, was ihnen drohte: der Verkauf an die gefürchteten Sklavenhändler von Georgia. Und kaum waren die fünf zu Tode betäubten Sklaven im Eastoner Gefängnis angelangt, kamen jene auch schon wie Fliegen herbeigeschwirrt:

»Wir waren kaum zwanzig Minuten im Gefängnis, als ein ganzer Schwarm von Sklavenhändlern und ihren Agenten hereinströmte, um uns zu begutachten und um herauszufinden, ob wir verkauft werden sollten. Nie zuvor war ich einer solchen Art Menschen begegnet. Ich fühlte mich von Dämonen aus der Verdammnis umringt. Nie hat eine Bande von Piraten ihrem Vater, dem Teufel, so ähnlich gesehen wie sie. Lachend und höhrend sagten sie: "So, Jungens, jetzt haben wir euch aber erwischt!" Und nachdem sie uns auf verschiedenste Weise verspottet hatten, begann einer nach dem andern, uns genau zu mustern; sie wollten wissen, wie viel wir wert wären. Rüpelhaft fragten sie uns, ob wir nicht sie als Herren haben möchten. Wir gaben keine Antwort; sie sollten dies selber herausfinden. Doch sie verfluchten und beschimpften uns und drohten, sie würden uns den Teufel in kürzester Zeit austreiben, wenn sie uns nur erst in die Hand bekämen.«

Die Sache ging indes – offenbar mangels eindeutiger Beweise und dank dem hartnäckigen Leugnen aller fünf Fluchtwilligen – viel glimpflicher aus, als anfänglich zu befürchten stand: Zu ihrer aller Überraschung wurden Fredericks vier Mitsklaven unmittelbar nach den Osterfeiertagen von ihren Besitzern

wieder aus dem Gefängnis herausgeholt. Nach einigen weiteren Tagen grösster Verzweiflung stand plötzlich auch Fredericks Herr aus St. Michaels vor dem Gefängnistor, um ihn ebenfalls mitzunehmen.

Sklave im Hafen von Baltimore

Frederick Douglass durfte jedoch nicht in St. Michaels bleiben. Längst stand er hier im Ruf, Sklaven gegen ihre Herren aufzuwiegeln, weswegen mit Nachstellungen von Weissen zu rechnen war. Sein Herr schickte ihn daher erneut nach Baltimore, wo er an einen Schiffbauer vermietet wurde. Er sollte bei diesem das Kalfatern, also das Abdichten der Plankennähte bei Schiffen, erlernen.

Auf der Werft in Baltimore hatten Schwarze, von denen viele frei geborene oder freigelassene Männer waren, und Weisse längere Zeit vordergründig friedlich neben- und miteinander gearbeitet. Auf einmal brach jedoch die überdeckte Abneigung gegenüber den Schwarzen hervor. Weisse Zimmerleute weigerten sich, länger mit den freien schwarzen Handwerkern zusammenzuarbeiten:

»Sie begründeten dies damit, dass die freien schwarzen Zimmerleute bald das ganze Gewerbe übernehmen und die armen weissen verjagen würden, wenn man ihnen freie Bahn liesse. Sie fühlten sich ganz plötzlich getrieben, dem Einhalt zu gebieten. Da sie wussten, dass der Werftbesitzer auf sie angewiesen war, legten sie ihre Arbeit nieder und schworen, sie würden sie erst wieder aufnehmen, wenn er alle schwarzen Zimmerleute entlassen hätte. Nun war ich, strenggenommen, davon nicht betroffen [Frederick Douglass war ja kein freier Schwarzer], doch ich bekam die Folgen trotzdem zu spüren: Bald erachteten es nämlich die anderen Lehrlinge unter ihrer



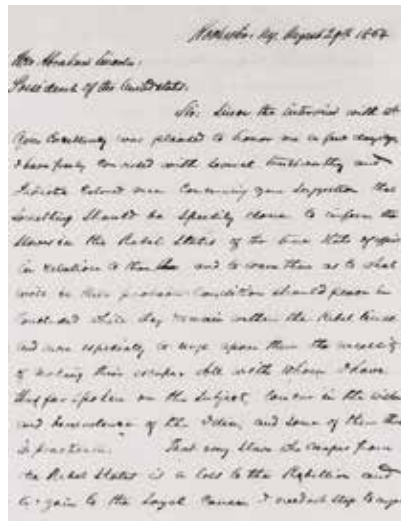
Würde, mit mir zu arbeiten. Sie fingen an, grossspurig daherzureden und über die "Nigger" herzuziehen, welche die Macht im Lande übernehmen und die man alle gleich umbringen sollte. Von den Gesellen angespornt, begannen sie nun, mir mein Leben so schwer zu machen, wie sie nur irgend konnten. Sie tyrannisierten mich; manchmal schlugen sie mich. Selbstverständlich hielt ich mich an den Vorsatz, den ich nach dem Kampf mit Mr. Covey gefasst hatte, und wehrte mich – ohne Rücksicht auf die Folgen. Solange ich verhindern konnte, dass sie gemeinsam auf mich loskamen, ging alles recht gut. Ich konnte jeden von ihnen schlagen, wenn ich bloss mit einem allein zu tun hatte. Schliesslich aber taten sie sich doch zusammen: Mit Stöcken, Steinen und Eisenstangen bewaffnet, umringten sie mich. Einer kam von vorne mit einem halben Backstein in der Hand, zwei kamen von der Seite, ein vierter von hinten. Und während ich mit den ersten drei beschäftigt war, stürmte der vierte mit einer Eisenstange von hinten heran und schlug sie mir mit voller Wucht auf den Kopf. Ich war schwer getroffen und sackte zusammen. Jetzt fielen sie alle über mich her und schlugen mit den Fäusten auf mich ein. Ich liess sie eine Weile gewähren, um wieder zu Kräften zu kommen. Dann aber machte ich eine schnelle Bewegung und kam auf Hände und Knie hoch. Doch genau in dem Moment versetzte



Der Hafen der Stadt New Bedford (Massachusetts), wohin Douglass 1838 geflüchtet war (links). Eine Antisklavereiversammlung mit Frederick Douglass (links am Tisch) um 1845. Bis zu seinem Tod hat sich Douglass für die Abschaffung der Sklaverei beziehungsweise für die Gleichberechtigung der Schwarzen eingesetzt. Während des Sezessionskrieges (1861–1865), der sich an der Sklavenfrage zwischen den Nord- und den Südstaaten der USA entzündet hatte, wurde er auch in die Politik berufen. Er war für mehrere US-Präsidenten tätig und wurde 1889 amerikanischer Botschafter in Haiti. Die Fotografie rechts oben zeigt ihn am Schreibtisch in der Bibliothek seines Hauses in Washington; in einem Brief vom 29. August 1864 (rechts) skizzierte er Präsident Lincoln auf dessen Bitte hin einen Plan, wie man den Südstaatensklaven zur Flucht verhelfen könnte.



ENTKOMMEN.«



war ich ohne jede Chance. All dies hatte sich vor den Augen von nicht weniger als fünfzig weissen Schiffszimmerleuten ereignet, und nicht einer hätte ein ermutigendes Wort zu mir gesagt. Einige brüllten vielmehr: "Bringt den verdammten Nigger um! Bringt ihn um! Tötet ihn! Er hat einen Weissen geschlagen!" Mir war klar, ich konnte mein Leben einzig durch rasche Flucht retten. Ich entkam, ohne weitere Schläge, tatsächlich nur mit knapper Not. Einen Weissen zu schlagen, bedeutet [für einen Schwarzen] nämlich nach dem Lynchgesetz den Tod.«

Es versteht sich von selbst, dass die Angreifer gänzlich ungeschoren davonkamen:

»Selbst wenn ich im Beisein von tausend Schwarzen umgebracht worden wäre, so hätte ihre übereinstimmende Aussage nicht ausgereicht, auch nur einen der Mörder hinter Gitter zu bringen.«

In der Tat waren Sklaven und ebenso auch freie Schwarze nach den Gesetzen Marylands nicht als Zeugen zugelassen, wenn ein Weisser angeschuldigt war.

Die Freiheit

Ob solcher Vorkommnisse wurde der Drang, einen neuen Fluchtversuch zu unternehmen, für den inzwischen etwa zwanzigjährigen Frederick Douglass immer grösser. Er wusste, er hatte nur noch eine Chance:

»Es war mir absolut klar, dass jede Hoffnung verloren war, wenn ich beim zweiten Versuch scheiterte – mein Sklavenschicksal wäre damit für immer besiegelt: Ich musste nicht nur mit härtesten Strafen rechnen, man hätte mich auch an einen Ort gebracht, wo jede Flucht schlechterdings unmöglich gewesen wäre. Ich brauchte wahrlich keine grosse Phantasie, mir all die furchtbaren Greuel vorzustellen, mit denen ich im Falle eines Scheiterns zu rechnen hatte.«

Im Unterschied zu seinem ersten, gescheiterten Fluchtversuch plante

mir einer von ihnen mit seinem schweren Stiefel einen kräftigen Tritt ins linke Auge. Ich glaubte, es sei geplatzt. Als sie das stark angeschwollene, geschlossene Auge sahen, liessen sie von mir ab. Trotz meines Zustands verfolgte ich sie nun meinerseits eine Weile mit einer Brechstange. Da traten jedoch die [weissen] Zimmerleute dazwischen, und es schien mir klüger, aufzugeben; gegen ihre Übermacht

Douglass das Unterfangen diesmal allein: Am 3. September 1838 brach er aus Baltimore auf, um mit viel Glück nur Tage später unbehelligt in New York anzulangen. Auf welchen Wegen und unter welchen Umständen die Flucht genau verlief, verschwieg er in seiner wenige Jahre später, 1845, veröffentlichten Autobiographie mit guten Gründen:

»Wollte ich erstens alle Ereignisse im Detail erwähnen, brächte ich damit andere nicht bloss eventuell, sondern mit hoher Wahrscheinlichkeit in die allergrössten Schwierigkeiten. Zweitens würden die Sklavenhalter dadurch zweifellos zu grösserer Wachsamkeit veranlasst als bisher. Sie würden dann nämlich auch ein Schlupfloch bewachen lassen, durch das sonst einige geliebte Sklavenbrüder ihren Marterketten entfliehen können.«

In New York blieb er nicht lange; denn selbst hier, wo es inzwischen keine Sklaverei mehr gab, musste er mit Menschenjägern rechnen, die ihn gegen teures Geld zu seinem Herrn nach Maryland zurückzubringen trachteten. Und dieser war in der Tat wild entschlossen, ihn zurückzuholen und ihn in die berüchtigten »Baumwollfelder des Südens« zu stecken, wie er 1845, nach der Lektüre von Douglass' Buch, öffentlich kundtat. Es waren britische Sklavereieegner, die Douglass 1846 zum Preis von 711.66 Dollar formell von jenem freikaufen.

Vorerst aber, noch im September 1838, reiste er mit der Unterstützung anderer Schwarzer weiter in den Norden, in die Hafenstadt New Bedford im Bundesstaat Massachusetts. Über die Zustände, die er hier antraf, schrieb er verblüfft:

»Die allgemeinen Verhältnisse in New Bedford entsprachen überhaupt nicht meinen Befürchtungen. Was man mir über Charakter und Lebensbedingungen der Menschen im Norden erzählt hatte, erwies sich als gänzlich falsch. Als Sklave hatte ich in der aus heutiger Sicht vollkommen fragwürdigen Annahme

gelebt, dass es im Norden nur wenige der Annehmlichkeiten und kaum etwas von dem Überfluss geben könne, deren sich die Sklavenhalter im Süden erfreuten. Im Norden besass ja niemand Sklaven! Ich nahm daher an, der Lebensstandard hier sei vergleichbar mit dem von Südstaatlern, die keine Sklaven hatten. Und jene waren sehr arm, wobei ich in einer Selbstverständlichkeit davon ausgegangen war, ihre Armut beruhe zwingend darauf, dass sie eben keine Sklaven besässen. Irgendwie hatte ich mir die Ansicht zu Eigen gemacht, ohne Sklaven könne es keinen Wohlstand und kaum Bildung geben. Als ich in den Norden kam, war ich überzeugt, hier nur rohe, schwerfällige und ungebildete Menschen anzutreffen, die höchst spartanisch lebten und nichts von den Bequemlichkeiten, dem Überfluss, der Pracht oder dem eleganten Geschmack der Sklavenhalter im Süden besässen. [...]

Schon im Hafen von New Bedford sah ich mich aber von eindrucklichsten Zeugnissen des Wohlstands umgeben. An den Kais und auf dem Fluss sah ich viele Schiffe von edelster Bauart, bestem Zustand und grösstem Fassungsvermögen. Zu meiner Rechten und meiner Linken erhoben sich granitene Lagerhäuser von riesigen Ausmassen. Bis unter das Dach waren sie mit Lebensnotwendigem und Luxusgütern angefüllt. Doch nicht nur dies: Fast alle Menschen, die ich hier sah, waren beschäftigt, doch sie arbeiteten, ganz anders als in Baltimore, ohne zu lärmern. Man hörte keine lauten Gesänge von denen, welche die Schiffe be- oder entluden, und keine lästerlichen Flüche oder wüsten Verwünschungen gegen die Arbeiter. Niemanden sah ich einen anderen auspeitschen. Alles schien ganz reibungslos zu funktionieren. Auch, so mein Eindruck, verstand sich hier ein jeder auf seine Arbeit; jeder ging ihr mit besonnenem Eifer und doch heiter nach. Man merkte, alle übten ihre Tätigkeit mit grosser Hingabe aus und waren sich ihrer eigenen menschlichen Würde dabei wohlbewusst. Es war für mich vollkommen ungewohnt.



Nach dem Hafen streifte ich spazierend durch die Stadt, bestaunte, ja bewunderte ehrfürchtig die prachtvollen Kirchen, die schönen Wohnhäuser und die sorgsam gepflegten Gärten. Hier präsentierten sich mir Wohlstand, Luxus, Schönheitssinn und Kultiviertheit in einem Ausmass, wie ich es im sklavenhaltenden Maryland nirgendwo je gesehen hatte.

Alles hier sah sauber, neu und schön aus. Ich entdeckte nur ganz wenige auffällige Häuser, in denen arme Bewohner lebten, und es gab keine halbnackten Kinder oder barfüssigen Frauen, wie sie mir in Hillsboro, Easton, St. Michaels und Baltimore ein so gewohntes Bild gewesen waren. Die Menschen hier sahen fähiger, kräftiger, gesünder und glücklicher aus als die in Maryland. Erstmals hat mich der Anblick von enormem Wohlstand froh gestimmt – und nicht sogleich wieder betrübt, weil dicht daneben grösste Armut sass. Was mich aber am stärksten erstaunte und zugleich faszinierte, war das Leben der Schwarzen, von denen sehr viele, so wie ich, vor Menschenjägern



Frederick Douglass' erste Frau Anna Murray, eine freie Schwarze, die er in Baltimore kennengelernt und am 15. September 1838, nur Tage nach seiner Flucht, in New York geheiratet hatte. 1884, anderthalb Jahre nach ihrem Tod, ehelichte er seine Sekretärin Helen Pitts. Sein Haus »Cedar Hill« (Zedernhügel) in Washington. Mit seinem Enkel Joseph Douglass, der als erster schwarzer Violinist überhaupt Konzertreisen durch die USA unternahm.

»VON JENER ZEIT AN BIS HEUTE HABE ICH MICH FÜR DIE SACHE MEINER BRÜDER EINGESETZT.«



Landes besser verstand als neun Zehntel der Sklavenhalter in der Talbot County, Maryland. Und doch war Mr. Johnson ein Arbeiter. Seine Hände, und auch die seiner Frau, waren von der schweren Arbeit schwielig.«

Nachtrag

In New Bedford arbeitete Frederick Douglass nach seiner Ankunft im Herbst 1838 zuerst als Hafearbeiter. 1841 begann er, Vortragsreisen zu unternehmen, um einer breiten Öffentlichkeit die traurige Lage der schwarzen Sklaven vor Augen zu führen. Zu diesem Zweck veröffentlichte er 1845 auch den hier auszugsweise wiedergegebenen Bericht über seine Erlebnisse in der Sklaverei. Ab 1847 gab er zusätzlich eine eigene Zeitung heraus, die er erst »The North Star« und später »Frederick Douglass' Paper« nannte. Darin setzte er sich ebenfalls für die Abschaffung der Sklaverei sowie für die Gleichberechtigung der Schwarzen, aber auch diejenige der Frauen ein. Später kamen weitere Bücher mit denselben Anliegen dazu.

Frederick Douglass wurde nach dem sich ob der Sklavenfrage zwischen den Nord- und den Südstaaten der USA entzündenden Sezessionskrieg (1861–1865) in die Politik berufen. Schon US-Präsident Abraham

Lincoln (1865 von einem Rassenfanatiker ermordet) hatte ihn zweimal im Weissen Haus empfangen, spätere Präsidenten betrauten ihn wiederholt mit öffentlichen Ämtern. 1889 wurde er beispielsweise Botschafter der Vereinigten Staaten in Haiti.

Frederick Douglass, der wohl bedeutendste schwarze Vorkämpfer für die Befreiung der Sklaven und für die Gleichstellung der Schwarzen in den USA, starb am 20. Februar 1895 in Washington D. C., nachdem er auf einer Frauenrechtsversammlung gesprochen hatte.

hierher geflohen waren und hier Zuflucht gefunden hatten. Ich lernte manche kennen, die noch keine sieben Jahre ohne Ketten waren und jetzt in schöneren Häusern lebten und offensichtlich mehr Annehmlichkeiten genießen konnten als ein durchschnittlicher Sklavenhalter in Maryland. Ich wage zu behaupten, dass mein Freund Mr. Nathan Johnson [ein Schwarzer, der Frederick Douglass in New Bedford aufgenommen hatte] in einem geschmackvolleren Haus wohnte, besser ass, mehr Zeitungen kaufte und las, die sittlichen, religiösen und politischen Verhältnisse des

Bildquellen

S. 5 u., 34, 37 o. re. und 42 u.: Corbis. S. 38 u. li., 43 li. und 45 o. li.: Africans in America. S. 38 o. re.: Ölgemälde von Florence MacKubin, Maryland Commission on Artistic Property of the Maryland State Archives. S. 40 o. und u.: Images of American Political History. S. 40 Mitte und 41: Duke University, Special Collections Library. S. 43 re.: The Ohio Historical Society. S. 45 o. re., 46 u. und 47 o.: Frederick Douglass National Historical Site. Übrige Bilder: The Library of Congress.

Literatur

John W. Blassingame et al. (Ed.), The Frederick Douglass Papers, Series 1, Vol. 1–5, New Haven, 1979–1999; Series 2, Autobiographical Writings, Vol. 1, New Haven 1999. Frederick Douglass, Narrative of the Life of Frederick Douglass, an American Slave, Written by Himself, Boston 1845; My Bondage and my Freedom, New York 1855; Life and Times of Frederick Douglass, Hartford 1881; The Heroic Slave (Roman), Boston 1853; New literary and historical essays, ed. by Eric J. Sundquist, Cambridge UK 1990. William S. McFeely, Frederick Douglass, New York 1991. Thomas Hugh, The Slave Trade – The History of the Atlantic Slave Trade: 1440–1870, London 1992. Paul E. Lovejoy, Transformations in Slavery: A History of Slavery in Africa, Cambridge UK 2000.